

Ein hellseherischer Diagnostiker

Erinnerungen an Albert Fraenkel,
den Begründer der intravenösen Strophanthintherapie

Walter Gosmann

Wenn ich den Versuch wage, das Bild des Forschers und Arztes, des Begründers der intravenösen Strophanthintherapie, Albert Fraenkel durch persönliche Erinnerungen zu beleben und ergänzen, so bewegt mich die tiefe Verehrung für eine ärztliche Persönlichkeit, die in einzigartigem Maße dem paracelsischen Bekenntnis entsprach: „Im Herzen wächst der Arzt, aus Gott geht er, des natürlichen Lichtes ist er. Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe.“

Unumstößliches Gesetz des „Zölibats“

Wie kam ich zu ihm? Als früh Verwaister hatte ich im Alter von 27 Jahren den damals im akademischen Bereich ungewöhnlichen Wunsch zu heiraten und glaubte, als etatmäßiger Assistent an der Universitätsklinik in Köln diesem ersehnten Ziel näher zu sein.

Eines Tages wagte ich es, meinem Chef, dem wissenschaftlich hochangesehenen und vornehmen Geheimen Rat Max Moritz, diese Bitte vorzutragen, obwohl ich das unumstößliche und an Universitätskliniken erst recht geltende Gesetz des Zölibats kannte. Moritz, der mir eine ihm sehr am Herzen liegende wissenschaftliche Arbeit übertragen hatte, war sichtlich enttäuscht. Er hatte kein Verständnis dafür, eine Universitätslaufbahn aufs Spiel zu setzen, um zu heiraten.

Nicht nur mit Heiratserlaubnis

In dieser Bedrängnis wußte einer meiner Mitassistenten Rat: „Ich

kenne Professor Fraenkel in Heidelberg und werde mich mal bei ihm erkundigen, ob er Dich mit Heiratserlaubnis einstellen würde.“

Die Beziehung zu meinem späteren Chef war für meinen hilfreichen Kollegen auf eine besondere, ihn kennzeichnende Weise zustande gekommen. Als junger Leutnant trat er 1917 seinen ersten Urlaub aus dem Lazarett nach einem schweren Oberschenkel-schußbruch an.

Nachdem er, auf Krücken gestützt, eine Zeitlang dichtgedrängt in einem Abteil zweiter Klasse gestanden hatte, erhob sich ungestüm ein höherer Sanitätsoffizier in vorgeschrittenem Alter und bot ihm seinen Platz an, unter heftigen Verwünschungen über die Herzensträgheit und Rücksichtslosigkeit der Mitreisenden. Er war so außer sich, daß er den Zugführer nötigte, das Abteil für den verwundeten Krieger zu räumen. Man unterhielt sich, fand Gefallen aneinander und blieb später in brieflicher Verbindung, die schließlich sogar dazu führte, daß ich als Assistent dieses weithin berühmten Arztes nicht nur mit Heiratserlaubnis, sondern sogar mit Dienstwohnung im Mittelstands-Sanatorium Speyererhof in Heidelberg eine Anstellung fand.

Dieses Haus war eine Schöpfung meines Chefs mit der einzigartigen Zielsetzung, dem Mittelstand, insbesondere den geistigen Vertretern dieser Gruppe, eine klinische Behandlung in einer wohlthuend häuslichen und kultivierten Atmosphäre zu erschwinglichen Tagessätzen zu bieten. Gerade

diese Menschen, die damals noch nicht in das Netz der sozialen Sicherung eingeordnet waren, wurden durch eine längere Krankenhausbehandlung vielfach an den Rand des wirtschaftlichen Ruins getrieben, wie das heute noch in Amerika der Fall ist.

Ein Arzthonorar gab es nicht, der Chef war Gehaltsempfänger wie seine Assistenten. Die Kranken waren bunt gemischt vom Schneidermeister bis zum Ministerialrat, vorwiegend waren jedoch Wissenschaftler und Geistesarbeiter in der Mehrzahl. Entsprechend dem Rufe des Chefs kamen sie als Herz- und Kreislaufkranke aus allen Gegenden des Reiches.

Mit künstlerischem Feingefühl

Das Haus, am Südabhang des Königsstuhls gelegen, mit künstlerischem Feingefühl in die bezaubernde Landschaft eingebettet, beherrschte ein waldumsäumtes Wiesental, das sich weithin in die Rheinebene und zur Pfalz öffnete. Ein junger, begabter Innenarchitekt hatte die etwa hundert Einzelzimmer wohnlich und stilvoll eingerichtet.

Ihren Glanz erhielten sie aber durch die Einwirkung des Chefs. Er hatte es fertiggebracht, daß alte, prachtvolle Möbel, die auf dem Boden des Mannheimer Schlosses seit Jahrzehnten dem Verfall anheim gegeben waren, leihweise auf den Korridoren und in den Aufenthaltsräumen des Speyererhofes aufgestellt werden konnten. Nach fachmännischer Restauration erwiesen sie sich von erlesener Schönheit und hohem Wert.

Durch vielfache Beziehungen war es Fraenkel aber auch gelungen, aus dem Fundus des Mannheimer Museums Gemälde ausgehändigt zu bekommen. Auf diese Weise konnte man sich an Werken von zum Teil anerkannten Malern des 19. und 20. Jahrhunderts nicht nur auf den Fluren, sondern auch in

den Krankenzimmern erfreuen. Es ist zu bedauern, daß solche Ausleihungen heutzutage wegen der Gefahr des Diebstahls nicht mehr zu verantworten sind.

Der Speyererhof war nicht die einzige neuartige Konzeption meines Chefs. Unten in Heidelberg-Rohrbach errang sich das 1925 von ihm gegründete Tuberkulose-Krankenhaus einen weithin wirkenden Ruf.

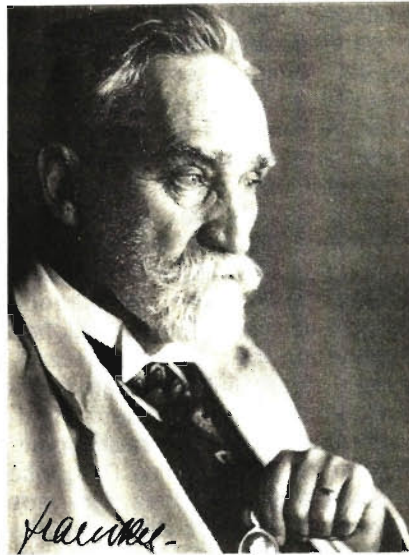
Führend in der operativen Behandlung der Tuberkulose

Fraenkel, der selbst im frühen Mannesalter eine schwere Lungentuberkulose durchgemacht hatte, erkannte als einer der Ersten, daß man die schwere Tb, insbesondere die kavernöse Form, operativ angehen müsse.

Gewiß hatten Ferdinand Sauerbruch und Ludolph Brauer schon Brustkorbplastiken in die Behandlung eingeführt. Dies blieben jedoch nicht immer befriedigende Einzelleistungen. Fraenkel hatte die Idee, gut ausgebildeten Chirurgen eine bestens eingerichtete Klinik zur Verfügung zu stellen, mit der speziellen Aufgabe, die operative Technik zu verbessern. Unter Führung des leider zu früh verstorbenen Walter Schmidt und seines Nachfolgers Ludwig Adelberger wurde dieses Ziel erreicht, und Rohrbach wurde führend in der operativen Behandlung der Tuberkulose.

„Christenverfolgungskommission“

In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß Fraenkel sich in den ersten Kriegsjahren 1914/1915 als beratender Internist einer Armee außerordentlich in der Erkenntnis verdient gemacht hatte, daß eine sichere Diagnose der Tuberkulose nur durch Röntgen-Untersuchung gestellt werden konnte. Er hatte daher bei der Industrie ein fahrbares Röntgen-



Albert Fraenkel, 1894 in Mußbach bei Neustadt an der Weinstraße geboren, Heidelberger Kliniker und Pharmakologe

gerät in Auftrag gegeben und damit die Belegschaft der süddeutschen Heilstätten untersucht. Auf diese Weise wurden ganze Bataillone von Zeit- und Leidensgenossen des Hans Castorp mit einer Schalldämpfung über der rechten Lungenspitze aus ihrem Zauberberg vertrieben und ins Heer eingereiht. Da Fraenkel diesen Prüfungsstab anführte, verlieh man ihm unter den Insassen der Heilstätten die Bezeichnung: Christenverfolgungskommission.

Fraenkels Werdegang war ungewöhnlich. Als Badearzt in Badenweiler war er dort in der Saison tätig. Im Winter konnte er sich voll und ganz der wissenschaftlichen Arbeit im Pharmakologischen Institut in Heidelberg widmen, mit dem Ergebnis der Entdeckung der intravenösen Strophantintherapie.

Der Tagesablauf in einem klinischen Betrieb war ihm auf diese Weise fremd geblieben und wurde ihm nie vertraut. So mußten Assistenten und Personal von der grauen Dämmerung bis zum späten Abend darauf gefaßt sein, daß mit dem Erscheinen des Chefs der Dienstplan völlig durcheinander-

gebracht wurde. Er scheute sich auch nicht, uns sonntags nachmittags zu überfallen, und fand es höchst merkwürdig, wenn er seine Mitarbeiter nicht vollzählig antraf.

An einem Sonntagnachmittag im Winter fehlte sogar der Oberarzt. Am nächsten Tag rief mich der Chef – völlig aus der Fassung – zu sich: „Könne Sie sich das vorstellen? Der Oberarzt ist doch ein durchaus ernsthafter Mann. Wisse Sie, was der gestern gemacht hat? Er hat sich ein Paar Bretter unter die Füße geschnallt und ist damit den Königsstuhl heruntergeschliddert!“

Bezwingende Persönlichkeit

Doch der Groll, den solche Überfälle des Chefs auslösten, verflüchtete sich schnell. Seine bezwingende Persönlichkeit, seine beinahe hellseherische diagnostische Begabung und seine Wandelbarkeit in der Nähe des Kranken nahmen nicht nur diesen gefangen, sondern machten auch seinen Schülern jede Visite zu einem Erlebnis.

Um davon einen Begriff zu geben, möchte ich an eine Episode erinnern, die Willy Hugo Hellpach im 1. Weltkrieg mit Fraenkel erlebte und berichtet hat. Er war Psychiater und hatte sich 1932 als aussichtsloser Gegenkandidat gegen Hindenburg bei der Reichspräsidentenwahl in die politische Arena begeben. Während des ersten Weltkrieges mußte er Fraenkel, der ihm mit seinem nicht geringen Einfluß kurz zuvor das Ordinariat als Psychiater in Heidelberg vereiltelt hatte und nun sein militärischer Vorgesetzter war, zu einer Konsultation ins Offizierslazarett bitten. Er tat es mit berechtigter Verärgerung, unterlag jedoch schon auf der gemeinsamen Hinfahrt zum Lazarett der Faszination dieser Persönlichkeit.

Ein junger Leutnant lag schon viele Wochen dort mit subfebrilen

Albert Fraenkel

Temperaturen und unklaren Beschwerden. Fraenkel setzte sich an das Bett des jungen Kriegers und unterhielt sich mit ihm, zwanglos, zigarettenrauchend, ohne ihn zu untersuchen. Auf dem Korridor eröffnete er den erstaunten behandelnden Ärzten: „Ja, habe Sie mit gewißt, daß dies ein Morphine ist?“ Es war so.

Ein anderes Beispiel: Im Verlauf einer Visite trafen wir ein leeres Zimmer an, in dem am Vorabend ein hoher Richter eingeliefert worden war mit leichten halbseitigen Paresen und verwaschener Sprache. Ich hatte die Diagnose gestellt: postapoplektischer Zustand. Mein Chef sah sich kurz im Zimmer um: „Der Mann hat keinen Schlaganfall, sondern eine progressive Paralyse.“ Die Diagnose bestätigte sich, und durch die damals übliche Malariakur kam der Patient zu einer völligen Wiederherstellung bis zur Berufsfähigkeit.

Was führte meinen Chef auf die richtige Spur? Nun, es gab viel Auffälliges, man mußte es nur erfassen: Ein wertvoller Photoapparat lag auf einem Stuhl, die Kante fast zur Hälfte überragend. Eine leichte Berührung hätte ihn heruntergeworfen. Ein Hosenträger lag in Gemeinschaft mit einem Schlips und einer Zahnbürste im Waschbecken. Aber ein Blick aufs Bett bot das Merkwürdigste. Ein Kleiderbügel war aufrecht zwischen Bettbezug und dem Kopfkissen montiert. Durch mangelnden Ordnungssinn war dieses Stilleben nicht zu deuten.

„Die Frau mit dem Märchenblick“

Eine sehr hübsche Frau von etwa 30 Jahren wurde eingewiesen. Ein alternder Junggeselle, Professor, hatte die anziehende Pfälzerin durch Annonce kennengelernt und drei Jahre zuvor geheiratet. Sie machte einen schwermütigen Eindruck, und ihre Lebensumstände waren alles andere als be-

glückend. Sie lebte an der Seite eines eingefleischten, selbstbezogenen, temperamentlosen Junggesellen, in tödlicher Langeweile, denn im Haushalt führte eine seit vielen Jahren bewährte Kraft das Regiment und lehnte jede Einmischung ab. Es war einzusehen, daß diese bedauernswerte junge Frau nicht frohgestimmt sein konnte. Mein Chef war jedoch schon nach der ersten ärztlichen Begegnung der festen Überzeugung: kein milieubedingter Depressionszustand, sondern Schizophrenie. Der hinzugezogene Psychiater lehnte diese Diagnose entschieden ab. Eines Morgens fanden wir bei der Chefvisite die Patientin auf dem Sofa sitzend, etwas verträumt ins Leere starrend, wie mir schien. Fraenkel schloß sofort die Tür, und erregt kamen die Worte: „Nun ist es wohl einwandfrei erwiesen: eine Schizophrenie mit Halluzinationen.“

Eine zweite psychiatrische Kapazität wurde zur Konsultation aufgefordert. Er urteilte wie sein Vorgänger: Situationsverstimmung. Mein Chef ließ sich dadurch nicht beirren. Eigenartigerweise hieß die Kranke unter Mitpatienten, denen sie sich mitunter auf gutes Zureden zu kleinen Spaziergängen anschloß, „die Frau mit dem Märchenblick“. Offenbar, weil man ähnliche Zustände von Entzücktheit wie bei der Visite beobachtet hatte.

Eines Morgens fand man die Tür ihres Zimmers verschlossen, auf Klopfen rührte sich nichts. Doch war ein schwaches Stöhnen vernehmbar. Als man mit Hilfe des Hausmeisters sich gewaltsam Zugang verschafft hatte, bot sich ein grauenhaftes Bild. Die arme Frau hatte sich mit einem Rasiermesser an Gesicht und Armen tiefe Schnitte beigebracht und war in bedrohlicher Weise ausgeblutet. Nach Bluttransfusion und Versorgung der Wunden wurde sie in die psychiatrische Klinik überwiesen. Dort besuchte ich sie drei Wochen später im Auftrag meines Chefs. Der geistige und körperliche Ver-

fall war erschütternd. Sie wirkte in dem kahlen Raum wie ein tierisches Wesen, entstellt, verwahrlost und nicht mehr ansprechbar. Nach einigen Wochen wurde sie durch den Tod erlöst.

Phantastische Verwandlungsfähigkeit am Krankenbett

Nicht nur die diagnostische Treffsicherheit war es, die uns bei den Chefvisiten immer wieder in Bann schlug, sondern die „phantastische Verwandlungsfähigkeit“ unseres Chefs am Krankenbett, wie Karl Jaspers es beschrieb. Sie war mitunter geradezu bühnenreif. Sie ließ ihn völlig in der Person des Kranken aufgehen. Ja, er nahm auch dessen Sprache und Ausdrucksweise an. In scheinbar harmloser, ungezielter Unterhaltung gelang es ihm, in kurzer Zeit die Persönlichkeit des Kranken zu erfassen; seine Ängste, seine beruflichen Probleme, ja, seine familiären Konflikte aufzudecken, ohne daß der Kranke sich dessen bewußt wurde.

Jaspers: verschwundene Güte, ursprüngliche Kraft des Herzens

Begebenheiten wie die in meinem Erinnerungsbericht wiedergegebenen ereigneten sich auf Grund einer so groß angelegten festgefügtten Persönlichkeit vielfach, die, wie Jaspers es aussprach „eine verschwundene Güte mit ursprünglicher Kraft des Herzens verband“. So gedieh jede Chefvisite zu einem Erlebnis. Wissenschaft und Technik waren ihm nur Werkzeug für sein ärztliches Handeln. Das oberste Gebot, das er uns, seinen Schülern, immer wieder einprägte, lautete: „Es kommt nicht allein auf die Diagnose an, sondern auf den Standpunkt, den der Kranke zu seinem Leiden einnimmt.“

Das ärztliche Handeln habe sich wesentlich danach auszurichten, ob der Kranke zum Beispiel seine Leiden verdrängt, ängstlich über-

Albert Fraenkel

ARZT – UND POET DAZU

bewertet, in Gefahr hypochondrischer Krankheitsbezogenheit gerät mit der Furcht, zu sterben; wenn er seine Leiden benutzt, um sich gegen seine Umgebung zu behaupten oder sie zu tyrannisieren, sich Anforderungen zu entziehen oder sein Versagen zu entschuldigen. Ferner kann es in seiner Umgebung eine Bezugsperson geben, die sein Krankheitsgefühl, meist in bester Absicht, steigert.

Dieser Grundgedanke müsse in jedem Falle nach der Diagnose im Arztbrief zum Ausdruck kommen, und erst diese Zuordnung macht den ärztlichen Beruf interessant und faszinierend, ja, zu einer Kunst.

Im Jahre 1933 wurde Albert Fraenkel aller seiner Ämter enthoben. Das traf den der Heimat, dem Vaterland und dem Deutschtum so tief verbundenen Mann schwer. Ich bin überzeugt, daß er bis zu dieser Demütigung die Tragik des jüdischen Menschen, der sich ohne Vorbehalt dem Volk, in dem er lebt, zugehörig fühlt, nie empfunden hat. Er wurde von allen Schichten seines Vaterlandes aufs höchste verehrt, nicht nur von bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit. Viele blieben ihm auch im Unglück treu. Doch es gab auch Abtrünnige, zu denen er leider auf Grund einer völlig unrichtigen Information auch mich rechnete. Ich erfuhr nichts von dieser Verunglimpfung und trug dann schwer daran, daß meine Briefe ab 1935 unbeantwortet blieben. Erst Jahre später wurde mir der Zusammenhang klar.

Ein gnädiges Geschick hat meinen verehrten Chef vor dem Entsetzlichsten bewahrt. Er starb am 22. Dezember 1938 im Alter von 74 Jahren in Heidelberg. Auf seinem Grabstein steht schlicht: Albert Fraenkel, Arzt.

Anschrift des Verfassers:
Dr. med. Walter Gosmann
Gutenbergstraße 4
4900 Herford

Marianne Kaatz

Marianne Kaatz ist am 27. April 1924 in Bonn geboren. Sie wohnt in 7900 Ulm, Stauffenbergstraße 11, wo sie ab 1965 einige Jahre als praktische Ärztin gearbeitet hat. Sie gab diese Tätigkeit auf, um sich der Erziehung ihrer vier Kinder zu widmen. Sie unterrichtet jetzt an der Berufsschule in Neu-Ulm. Marianne Kaatz beschäftigt sich mit Problemen der Politik oder der staatlichen Führung einer Nation. Da sie früher Jägerin war, wie sie betont, verwendet sie hierzu entsprechende Bilder:

Es kann geschehn, wenn's um Beschlüsse geht, / daß eine Meute kläffend vor Dir steht. / Sie lassen keine Argumente gelten. / Sie schrecken nicht davor zurück, Dich auszuschelten. / Du und Dein Anspruch werden nicht geachtet. / „Demokratie“ hat man gepachtet. / Vernunft der Minderheit – Du wirst es sehn – / wird nun begraben und kann nie mehr auferstehn. / Ochlokratie entsteht sehr bald, / gerät Demokratie in Pöbels Allgewalt.

Edith Engelke



Walter Prinz

abgekartet

*Bube Dame König As
einer ist nichts, einer will was
Bürger Bauer Bettelmann
einer sagt nein, einer fängt an
Läufer Türme Springer Schach
einer bleibt blind, einer ist wach
Würfel Kugel Klinge Stich
einer wird bleich, einer tarnt sich
Karo Schippe Kreuz auf Trumpf
einer geht ab, das Herz ist stumpf
König Dame Bube As
war doch nur ein kleiner Spaß*

Dieses Gedicht ist G. Kunerts Jahrbuch für Lyrik entnommen und bereits einmal in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung er-

schiene. Der Verfasser ist der Gynäkologe Walter Prinz, Jahrgang 1934, Königsteiner Straße 48, 6232 Bad Soden im Taunus. Inzwischen sind Arbeiten von ihm im Südfunk gelesen und in etliche Anthologien aufgenommen worden. Wieder einmal ist also einer aus der Ärzteschaft auf dem Weg, „etablierter“ Lyriker zu werden.

Die Anerkennung erfolgt zu Recht. Das Gedicht ist in der Tat prall: in der knappen Sprache, in den gewählten Bildern und in der nicht nur Doppelbödigkeit, sondern Vielbödigkeit der Aussage.

Hier noch zwei weitere Beispiele für Prinzens Art, scheinbar eindeutige Bilder und gängige Redensarten in ganz andere Zusammenhänge zu stellen und dadurch mit Fragen, aber auch mit neuen Aussagen zu füllen.

Abschied von etwas

*vom hohen Roß
herunter
ab und davon
noch auf Stelzen
querfeldaus
durch leergedachte Räume
stürzend
über das gestellte Bein
die Träume
aus den Falten
ohne Halten
fortgeweht
das Haus*

Dehnungsfugen

*wie das Leben
so spielt
biegt es
das menschliche Ermessen
wenn es endlich
gut wird
in bestes Wissen
und Gewissen
oder beläßt es nur
was lange währt
bei Treu
und Glauben*

Edith Engelke